

Holz und Mensch

Autor(en): **Müller, Jacob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl
scolastic grischun**

Band (Jahr): **19 (1959-1960)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-356043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Holz und Mensch

Von Jacob Müller, Schreinermeister, Zürich

Der Weg des Holzes

Wenn wir all die tausend Dinge anschauen, zu denen der Mensch den ihm seit Urzeiten vertrauten Werkstoff Holz umschaffen kann, haben wir die ganze Vielfalt menschlichen Bedürfnisses vor uns; das reicht vom Meterstab zum Dachbalken, von der Haglatte zum Bücherbrett, von der Kiste zum Konzertflügel. Das Geheimnis an diesem vielfältigen Umwandlungswerk ist wohl, daß wir diesen Werkstoff, ohne einen Raub an der Natur zu begehen, seinem Bereich entnehmen und ihn für den Bereich des Menschen zurechtformen, zubereiten. Ist das nicht ein elementares und sinnfälliges Geschehen?

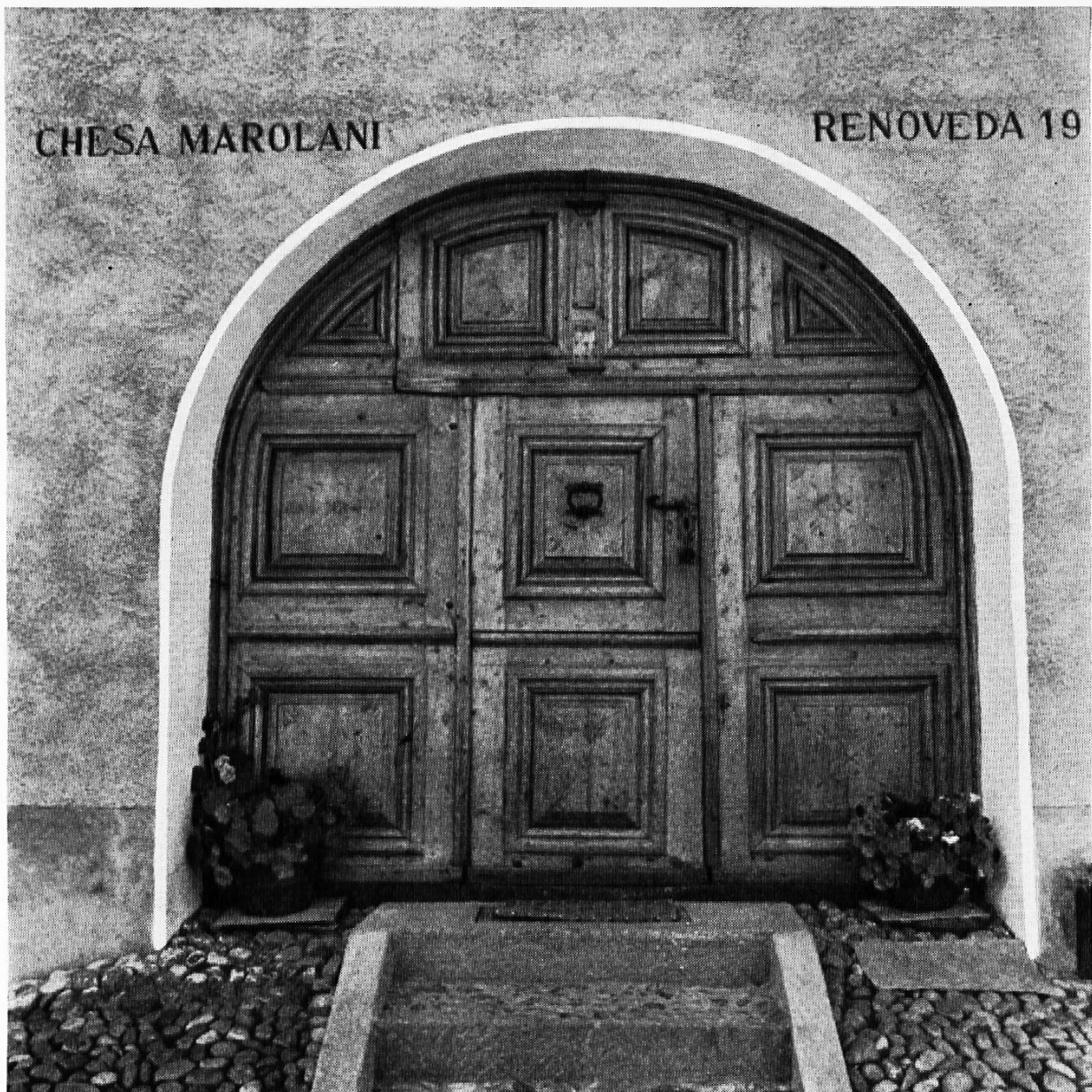
Betrachten wir den einzelnen Baum, etwa eine Lärche in ihrer aufgerichteten Geradheit. Es ist, wie wenn sie von einem Drang nach Licht beseelt wäre, so hoch steigt sie empor. Ihre Krone sonnt sich im Lichte, ihr Stamm leuchtet rötlichbraun, die Nadeln in zartem Grün im Frühling und in goldenem Gelb im Herbst. Sie ist unter den Erscheinungen, die das Pflanzenkleid unserer Erde bilden, an oberster Stelle; aus den Niederungen scheint sie hinaufzusteigen bis zur Baumgrenze, sie ist ein Urbild des Baumes, der Pflanze überhaupt. Sie verbindet Unteres mit Oberem, die Erde mit dem Kosmos, sie ist ein Atmungsorgan der Erde.

Doch vom Baum als Werk der Natur haben uns ja die Forstmänner unterrichtet. Wir wollen ihn verfolgen auf dem Weg zum Menschenwerk. Da finden wir den Stamm zunächst wieder im Tal, zusammen mit seinesgleichen, in Haufen geschichtet, und wir hören das Lied der Säge, die ihn durchschneidet. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten wurde das Holz, wo man es an Ort und Stelle brauchte, von Hand geschnitten mit der sogenannten Trentiner Säge; ein Mann stand oben auf dem über zwei Böcken liegenden Stamm, und einer oder zwei zogen unten an der Säge.

Die durch die Kraft des Wassers angetriebene Säge, Gattersäge genannt, ist neben der Mühle die älteste Arbeitsmaschine, zeigt sie doch deutlich den Weg vom Werkzeug zum Mechanismus. Die Naturkraft hat dem Menschen die Muskelarbeit abgenommen, vielmehr der Mensch hat durch den Geist sie in seinen Dienst gestellt, sich von gleichförmiger Schwerarbeit befreit.

Nun sind aus unserem Stamm Bretter geworden. Was ein Ganzes war, ist in Teile zertrennt. Warum? Weil der Mensch den Stoff, so wie die Natur ihn gibt, nicht brauchen kann; er muß ihn umwandeln, den runden Stamm zum Brett machen. Noch wissen wir nicht, was daraus werden mag. In der Folge lagern die Bretter, mit Zwischenräumen «aufgehölzelt»; harzduftend geben sie langsam ihren natürlichen Wassergehalt ab, sie werden «lufttrocken».

Und eines Tages erscheint der Schreiner, besieht den Stamm, Brett um Brett, und wenn er ihm tauglich scheint, wird er eingemessen. Einen Viertel,



Sulér in Celerina/Schlarigna. Das Tor, einst zugleich Einfahrt, betont die Gewichtigkeit des Hauseingangs und das Gefüge von Rahmen und Füllung. Arvenholz.
Photo P. Guggenbühl, Zürich.

einen halben oder auch einen ganzen Kubikmeter umfaßt das Volumen eines Stammes.

Aber wenn das erfahrene Auge des Schreiners die Bretter zu astig befindet, oder rissig, «buchsigt», drehwüchsig, oder zu wild oder gar verstockt – was gibt es da alles für Fehler beim Holz, fast wie beim Menschen –, so kann er sie vielleicht für eine schöne Innenarbeit nicht brauchen und muß nach einem andern Stamm suchen. Das ist nun der Punkt, wo selten ganz übereinstimmt, was die Natur uns gibt und was wir in unserem Streben nach Perfektion haben möchten; auch der schönste Stamm ist nicht ohne Fehler, aber in der fertigen Arbeit wollen wir sie nicht dulden.

361 Dies ist denn auch die Kunst des Zuschnittes, wo nun das Brett seine Bestimmung findet, so daß aus jedem Teilstück das Beste herausgeholt, die

Fehlstellen gemieden oder herausgeschnitten werden. Dabei wird ein Teil zum Abfall; je nach der Qualität des Holzes und der Arbeit ist es ein Viertel oder gar die Hälfte des Brettmaßes. Nun haben wir das Werkstück in der Hand. Sein Merkmal ist, daß es, wie der Name sagt, nur ein Stück ist; aber der Schreiner muß es allseits so bearbeiten, daß es mit anderem zusammen sich zu einem Ganzen fügt. Hatte das rohe Brett seine Form und sein Maß vom Stamm seiner Herkunft mitbekommen, so ist das fertige Teilstück durch das Werk vorbestimmt. Im Werdegang einer Arbeit verbindet sich Gewordenes mit Werdendem, Naturhaftes mit vom Menschen Gewolltem. Wir werden das nachfolgend noch näher betrachten. Jetzt wollen wir uns nur erst anschauen, was aus den Lärchenbrettern geworden ist: eine Haustüre!

In der werkgerecht gefügten Flächenstruktur erkennen wir wieder das harmonisch aufstrebende Bild der Lärche, ihr geradliniges Gefüge, ihre warme, rotgoldene Tönung. Ladet sie nicht zum Hereintreten ein? Der Harzgehalt des Holzes macht sie dauerhaft, und so ist, was die Natur dem Holze an inneren Werten mitgab, nicht verloren, im Gegenteil, es ist im Holzwerk erhalten und gesteigert; der einst in den Naturprozeß gebannte Stoff ist geformt, belebt, heraufgehoben in die unmittelbare Umwelt des Menschen.

Nun ist die Tür im Haus eingesetzt. Dankbarkeit erfüllt den Bauherrn gegenüber den Handwerksleuten, die aus Stein und Holz und andern Stoffen das Haus gebaut haben. Und er wendet sich, wie es in Uhlands schönem «Zimmerspruch» heißt, zum «Meister der Welt»:

Die Fenster und Pforten woll er weihn,
Daß nichts Unseliges komm herein,
Und daß aus dieser neuen Tür
Bald fromme Kindlein springen für.

So führt uns der Weg des Holzes vom Lärchenstamm zur Haustür; der Baum dient dem Menschen. Aber das fertige Holzwerk reicht über die Zweckerfüllung hinaus, es dient dem zukünftigen Leben, es ordnet sich in ein höheres Ganzes ein.

Holz im Innenraum

Wenn wir die ursprünglichen Bauweisen unseres Landes auf einer Karte aufzeichnen, so können wir deutlich drei Hauptgebiete unterscheiden: Im Süden den reinen Steinbau, an der Nordseite des Alpengebietes den Holzbau, und zwar den Blockbau aus liegenden Stämmen, und im Mittelland den Fachwerk- oder Ständerbau (stehende Pfosten mit Ausfachung in Holz oder Mauerwerk). Zwischen Süd und Nord haben wir eine Zone, wo der Wohnteil aus Holz besteht, der Küchenteil aus Mauerwerk; es ist das sogenannte «Gotthardhaus», das im Wallis und im nördlichen Teil Bündens heimisch ist.



Balkendecke im Engadinermuseum. Die Gliederung der profilierten Balken mit den Zwischenfeldern ist zugleich konstruktiv und schön. Photo P. Guggenbühl, Zürich.

Im Engadin und den benachbarten Tälern haben wir ursprünglich ebenfalls den gemischten Stein-Holz-Blockbau des Gotthardhauses, bis dann vom 17. Jahrhundert an die Häuser mit einem dicken Steinmantel umgeben wurden, der mit seinen tiefen Fensternischen, den schönen Erkern und dem reichen Sgraffito-Putz so reizvoll und charakteristisch für das Bündnerhaus ist. Es ist offensichtlich inspiriert von der Renaissance-Architektur Italiens, aber die Bündner machten etwas ganz Eigenes und Einzigartiges daraus.

Wir sehen, daß die Art des Bauens ursprünglich bedingt ist durch das Vorkommen der Rohstoffe: Stein im Süden, Nadelholz im nördlichen Alpengebiet, gemischte Bauweise im Gotthardgebiet, in Bünden und im Wallis,



Kirchendecke in Zürich-Seebach. Schöne Betonung des zentralen Raumes durch das Wechselspiel der Balken und Bretter. Arch. A. H. Steiner, Stadtbaumeister, Zürich. Photo R. Schmutz, Zürich.



Treppenhalle in der Forstwirtschaftlichen Zentralstelle in Solothurn. Seitenwände aus astigen Lärchenbrettern. Hinterwand aus unregelmäßigen Streifen verschiedener Hölzer. Arch. Steiger, St. Gallen, Innenarch. J. Müller, Zürich. Photo Brandt, Solothurn.

Fachwerkbau im Mittelland. Aber wir sehen auch, daß der Mensch den Werkstoff nach seinem Bedürfnis verwendet: Stein mehr für den Wirtschaftsteil des Hauses, Holz für den Wohnteil. Oder in Bünden: Stein für die Ummauerung, als Schutz gegen Wind und Wetter, Holz für die unmittelbare Umgebung, da, wo man wohnt.

Natürlich ist in den Städten seit je aus Gründen der Feuersicherheit und Repräsentation der Steinbau üblich geworden, und heute, da man Baustoffe leicht auf große Entfernungen transportieren kann, ist alles sehr gemischt. Aber bis in unser Jahrhundert hinein war es möglich, auch im städtischen Bürgerhaus wenigstens die Stubenwände mit Holz zu täfern, wie es in Bünden vielfach bis heute noch Tradition ist. Die innere Blockwand des Zimmermannes ist dabei zu einer Vertäferung des Mauerwerks, zu einer Innenverkleidung geworden. Wenn heute die Täferung im Allgemeinen durch die Tapete ersetzt ist, so sind dafür sicher fast nur Kostengründe maßgebend. Der Komfort in Küche und Bad ist uns wichtiger geworden, und die sanitären Anlagen beanspruchen die verfügbaren Mittel.

305 Vielleicht haben die Holzleute selbst zu wenig dafür getan, das arbeit-

Holzwerkstoffe weiterzuentwickeln. In der ursprünglichen Form zeigt das Täfer die klassische Verarbeitungsart des gewachsenen Holzes, des natürlichen Brettes. Es besteht aus einem Rahmenwerk, durch Schlitz und Zapfen kunstvoll verbunden, mit der in den Rahmen eingenuteten Füllung, die sich darin frei bewegen kann. Dadurch ist die Tatsache des Schwindens und Quellens des Holzes auf meisterhafte Art technisch bezwungen. Zugleich gibt aber die architektonische Gliederung dieser Konstruktion, das Relief und die oft noch profilierten Übergänge vom Rahmen zur Füllung einer solchen Holzfläche eine reizvolle Belebung.

Aber es ist so – das hängt vielleicht mit unserem andern Lebensgefühl zusammen –, daß wir heute im Raum und auch beim Möbelbau die großen, glatten Flächen vorziehen, wie wir ja überhaupt mehr auf das Raumganze Wert legen, nicht auf die Einzelheiten, und es nicht mehr ertragen, wenn das Detail im Raum und am Möbel betont ist, zum Beispiel gar durch etwas, was an Ornamentik erinnert, wie das beim Rahmen- und Füllungsbau der Fall ist. Dem kommt nun die Erfindung des Sperrholzes und der Spanplatte entgegen.

Wir wollen uns nun vergegenwärtigen, wo wir das Holz im Innenraum sonst noch zum Nutzen und zur Freude seiner Bewohner verwenden. Da ist vor allem an den *Fußboden* zu denken. Wir können an ihm sehr schön die Entwicklung verfolgen vom Brett, so breit, wie es der Stamm hergab, zum vorgefabrizierten Bodenriemen, der mit Nut und Kamm ausgebildet ist, meist in Tannenholz, und weiter zum vornehmeren Parkett in Buche, Eiche oder gar in Edelhölzern, dann zum Tafelparkett und schließlich zum sogenannten Mosaik- oder Dünnparkett, wo feine und präzise geschnittene Leisten je zu viert oder fünft kleine Quadrate mit wechselnder Faserrichtung bilden und auf die Unterlage aufgeklebt werden. Daran sehen wir, wie sich der Fußbodenbelag immer weiter vom Brett, das dem Schwinden und Quellen unterworfen ist und bei dem es Fugen gibt, zu technisch vollkommeneren, kleinstückigeren, homogeneren Konstruktionen hin entwickelt hat. Die Haupteigenschaften gingen dabei nicht verloren. Die Fußwärme, das Isoliervermögen, das rechte Mittel zwischen hart und weich, das so angenehm zu begehen ist, und die schöne Maserung. Ein schöner Holzboden gibt einem Raum Würde und Wohnlichkeit.

Aber da ist ja auch noch die *Decke*. Sie macht uns unsere vier Wände erst zum Raum. Besteht sie aus werkgerecht gestaltetem Holz, so fühlen wir uns darin besonders geborgen, gleich, ob es eine einfache Balkendecke ist oder eine Brettdecke mit deutlichen Trennfugen oder eine Täferdecke, deren Rahmen die Fläche in Felder teilt, oder dann eine glatte Decke aus großflächigem, modernem Holzwerkstoff. Unendlich viele Spielarten sind möglich; denn wenn wir uns die Wand oder gar den Boden flach wünschen, so lieben wir an der Decke ein gewisses Relief, das uns vielleicht an die tragenden Balken erinnert, ohne sie aber zu imitieren. Graubünden hat in der ehrwürdigen bemalten Kirchendecke zu Zillis eine der schönsten und berühmtesten Holzdecken. Hier kommt zur Wirkung des Holzes dazu, daß es zum Träger wird von Darstellungen einer höheren Welt; die Decke wird zum Abbild des Himmels.



Ausgebauter Dachraum, mit astigem Leistentäfer aus Tannenholz verkleidet. Aus der Holzmesse Basel 1959. Photo H. P. Mühlemann.

Weshalb fühlen wir uns in einem Raum umso wohler, je vollständiger er mit Holz ausgebaut ist? Ausgedehnte Wärmemessungen und raumklimatische Untersuchungen in Versuchshäusern durch die Eidgenössische Materialprüfungsanstalt haben wertvolle Aufschlüsse gebracht. Es sind viele Faktoren im Spiel. Besonders wichtig ist der Umstand, daß der Mensch mehr als die Hälfte seiner überschüssigen Wärme durch Strahlung an die ihn umgebenden Flächen und Gegenstände abgibt. Haben diese eine hohe Oberflächentemperatur wie beim Holz, so ist die Abstrahlung und damit der Wärmeverlust geringer und das «Behaglichkeitsgefühl» wird gesteigert. Dazu trägt bei, daß Innenflächen aus Holz relativ niedrige Luftfeuchtigkeiten ergeben, sie «atmen» überschüssige Feuchtigkeit ein; das Raumklima, wird günstig beeinflusst: im Winter warm, im Sommer die Schweißverdunstung erleichternd. Doch alles, was die wissenschaftliche Wohnphysiologie herausfindet, sagen eigentlich dem Menschen seit je seine eigenen Organe; sie registrieren aufs feinste, ob es ihm in einem Raum wohl ist oder nicht. Und im holzumschlossenen Raum ist es ihm wohl!



Wohnküche mit Frühstücksbar und Eßplatz. Aus der Holzmesse 1960, Basel.

Holzarbeit und Menschenbildung

Wir haben verfolgt, wie das Holz seine Umwandlung erfährt vom gewachsenen Stamm zum gestalteten Gefüge, und weiter, wie es in den unmittelbaren Bereich des Menschen aufgenommen wird und dort seine inneren Werte zur Wirkung kommen. Das gibt nun aller Arbeit am Holz das besondere Gepräge. Auf der einen Seite haben wir die Eigenart des Werkstoffes zu beachten, dessen Wuchs, seine Faserstruktur, auch seine Fehler; dann aber haben wir einzugehen auf die menschlichen Bedürfnisse, und wir haben unsere Holzwerke einzufügen in einen Bau, einen Raum, der Maß und Form bestimmt; die Natur gibt uns nur den Stoff.

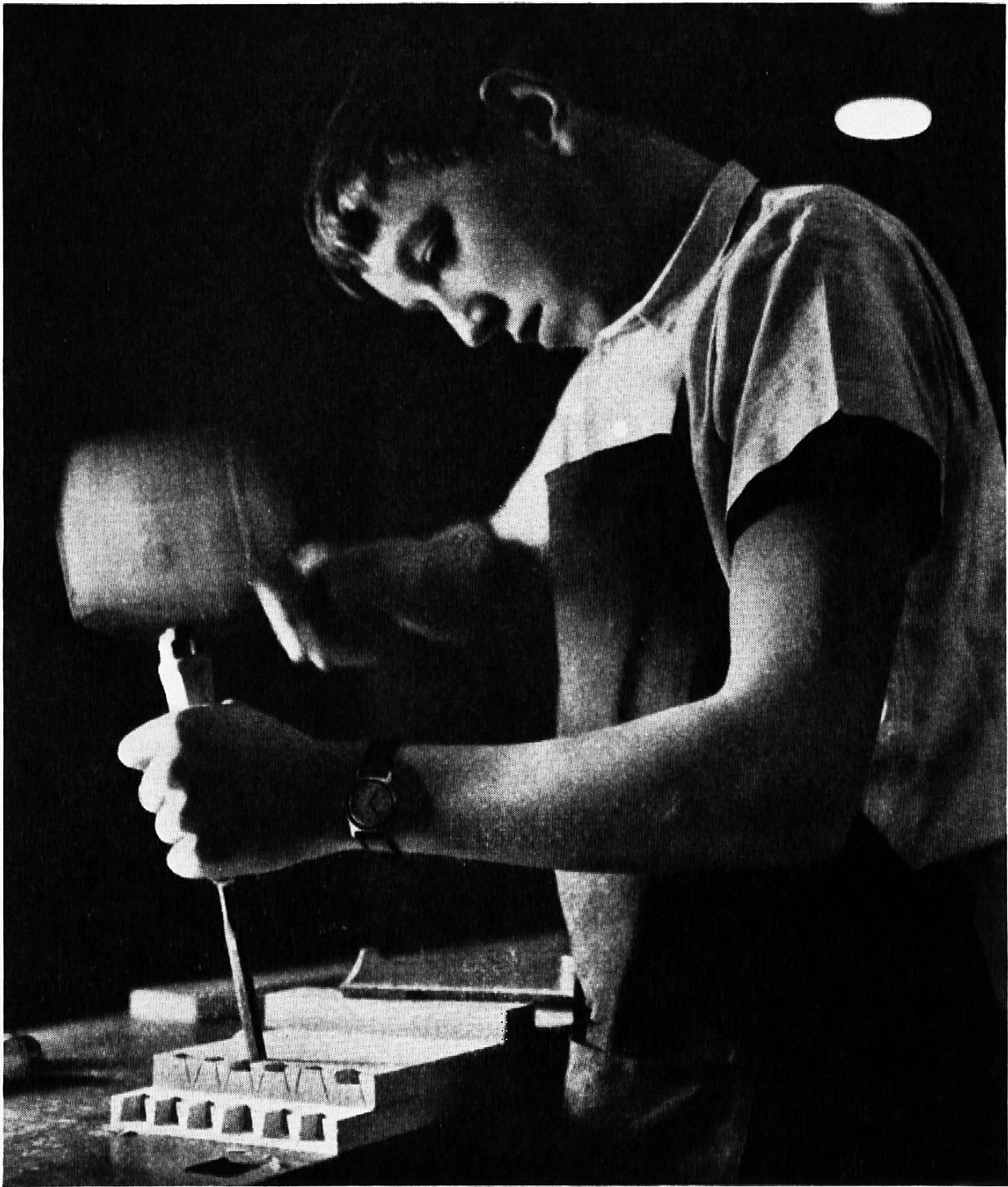
Aber mehr als bei andern Werkstoffen bestimmt die Natur das Gefüge, das wir aus dem Holz bauen; denn es hat ja nicht einen Prozeß durchgemacht wie etwa das Metall, das geschmolzen, gereinigt, gewalzt, in homogener und gebrauchsfertiger Form zur Bearbeitung kommt. Das Holz bleibt ein Stück Naturschöpfung vom Anfang bis zum Ende der Erzeugung. Deshalb will es bedachtsam und mit ständiger Aufmerksamkeit bearbeitet sein, aber doch wieder fest zugreifend; denn es setzt Widerstand und Eigenleben entgegen. Man kann nicht gewalttätig arbeiten, nicht auf Biegen und Brechen. So haben die Holzhandwerker, der Zimmermann, der Schreiner, der Wagner, der Drechsler – und es gibt noch viele andere Holzberufe –, etwas Gemeinsames, das schwer zu definieren ist; es ist eine gewisse Vorsicht, Bedachtsamkeit, Gewissenhaftigkeit.

Der erste Schritt bei einer Holzarbeit ist immer das Zubereiten des Werkstoffes. Ein Brett reicht ja nicht aus etwa für eine Tischplatte, wir müssen mehrere zusammenfügen, und das können wir nur, wenn wir ihnen erst eine geometrisch bestimmte Gestalt geben. Denn eine passende Fuge ist ja nur möglich, wenn beide Teile die gleiche, ebene Begrenzungsfläche haben, d. h. sich dem geometrischen Idealbild der vollkommenen Ebene möglichst annähern. Das ist gar nicht so einfach und erfordert beherrschte Werkzeugführung; denn das Werkzeug, sei es die Axt des Zimmermannes oder die Säge, der Hobel des Schreiners, muß ja selbst nach dieser exakten Geometrie bewegt werden. Früher, als man noch ganz von Hand arbeitete, war das recht deutlich: da hatte die geschwärzte Schnur als kürzesten Weg zwischen zwei Punkten eine Gerade auf den Stamm gezeichnet, und der Zimmerlehrling mußte nun den Balken danach behauen. «Wenn du über die Schnur haust, holt dich der Teufel!» hieß es da. Beim Sägen beschrieb der Schreiner, aufrecht fortschreitend und die «Faustsäge» im Rhythmus auf und ab bewegend, mit seinem ganzen Körper eine Ebene im Raum, und ebenso, wenn er die Fläche «abrichtete» und «fügte», d. h. die beiden ersten ebenen Flächen ans Werkstück anhobelte, genau im rechten Winkel zueinander.

Ein solches Tun, wo Genauigkeit und Kraft, Augenmaß und Handgeschick gleichermaßen gefordert ist, wirkt nun gesund und erzieherisch auf den Menschen ein; indem er den Werkstoff nach objektiv prüfbareren Richtlinien formt, bildet er seine Fähigkeiten aus, und diese Bildung geht recht tief bis in den Charakter hinein. Das äußere Tun bleibt nicht außen, es wirkt zurück auf den Menschen.

Nun, die Technik hat auch dem Holzhandwerker die Sache erleichtert, er braucht nicht mehr tagelang zu sägen und zu hobeln, um den Werkstoff zuzubereiten; das besorgt ihm nun die Maschine. Aber um ein Möbel zu bauen oder einen Raumteil mit Holz auszukleiden, muß man auch heute in hohem Maß das Werkzeug beherrschen, muß die Teile richtig zusammenfügen können. Die «Fügung» bildet, mit welchen Mitteln sie auch immer vollzogen wird, das Grundelement der Holzarbeit, und deshalb muß jeder Lehrling durch die hohe Schule der «Holzverbindungen» gehen, er muß fügen und fälzen, nuten und graten, schlitzen, stemmen und zinken lernen, damit sich die Teile, je nach ihrer Bestimmung, genau berühren, übergreifen, umfassen oder durchdringen können.

Wir werden dabei gewahr, daß das umso besser gelingt, je klarer und genauer die Sache im Geist des Arbeitenden vorgestellt werden kann. Nach einer Zeichnung ein räumlich konkretes Vorstellungsbild gewinnen und dieses mit geschultem Auge und geschickter Hand auf den Werkstoff übertragen können, darauf kommt es an. Und das ist nicht nur eine «manuelle» Angelegenheit, da zeigt sich, ob einer denken kann. Daß so der ganze Mensch zum Zuge kommt, das ist das schöne bei den Holzhandwerkern. Sie haben aber noch ein anderes Privileg; denn sie dürfen so ziemlich von A bis Z, d. h. vom Werkstoff bis zur fertigen Arbeit, ein selbständiges Ganzes machen. Ob nun der Schreiner eine Tür, einen Kasten oder der Zimmermann einen Dachstuhl baut, es ist ein Ganzes, ein Anschauliches, ein Werk.



Nachwuchs für Holzhandwerk. Aus der Lehrwerkstätte für Möbelschreiner, Zürich.
Photo M. Wolgensinger, Zürich.

Es ist etwas Sinnerfülltes, was da entsteht, es hat lebendigen Bezug zum Menschenleben; denn Bauen und Wohnen sind Urbedürfnisse, die für jeden erlebbar sind.

So erschafft der Holzhandwerker aus dem Stoff, den die Natur ihm in die Hand gibt, etwas, das dem Menschen in hohem Sinne hilft, Mensch zu sein, und in solchem Wirken bildet er sich selbst zum Menschen.